

ANDREAS VARNAI

# VENISTI, VIDISTI, AVDISTI

GEKOMMEN BIST DU, GESEHEN HAST DU, GEHÖRT HAST DU

MEINE RUMÄNISCHEN JAHRE

**Fortsetzung**

## **Optimistische Nachkriegsstimmung**

Der Sommer verging, es gab viel zu tun. Pisti und Péter mussten all das nachholen, was sie in der Schule versäumt haben. Sie nahmen Privatunterricht und sollten in einer staatlichen Schule, aufgrund ihrer eher dürftigen Kenntnisse, eine Prüfung ablegen, um das verlorene Jahr anerkannt zu bekommen, damit sie im Herbst ohne Unterbrechung weiterlernen konnten. Es fand sich aber in Großwardein keine Schule, welche die in Auschwitz erworbenen Kenntnisse, für diese Prüfung ausreichend gefunden hätte. Man fand eine in Szalonta, eine Kleinstadt ganz in der Nähe, wo der Schuldirektor, anscheinend Liebhaber der erlesenen Küche, für eine fette Gans sich bereit erklärte die Prüfung abzunehmen. Das Schuljahr war damit gerettet. Böske bekam ihre Wohnung, in ihrem eigenen Haus zurück, in einem erstaunlich bewohnbaren Zustand. Möbel waren keine mehr drin, dafür haben schon Bekannte und Unbekannte rechtzeitig gesorgt. Der Antisemitismus hatte auch seine sehr praktische Seite, man kam mit seiner Hilfe ganz legal an die Hinterlassenschaft der Juden heran; sie sorgten auf diesem Wege für das Wohlergehen des braven ungarischen Volkes.

Die Frauen besorgten irgendwoher das Notwendigste an Möbeln und richteten die Wohnung mehr schlecht als recht ein. Irgendwann sind wir vom Weinberg herübergezogen und hausten zu acht in der Vierzimmerwohnung. Obwohl sehr spartanisch eingerichtet, hatten wir fast jeden Abend Besuch. Es waren meistens dieselben – vier verwitwete Ärzte, die als Zwangsarbeiter überlebten und ihren, in Auschwitz umgekommenen Familien nachtrauerten. Einer von ihnen war Elemér Deutsch, der Chefarzt aus dem Jüdischen Krankenhaus und mein späterer Onkel, der unser verrücktes Mädchen damals in seine Obhut nahm, ein großer, stämmiger, dicker Mann, mit nicht besonders schönen, aber sympathischen und anziehenden Gesichtszügen, mit glänzendem Humor und ungebrochenem Geist und Witz. Die Abende verliefen alternierend zwischen guter Laune und spritzigen Gesprächen einerseits, und Niedergeschlagenheit, Depressionen, Trauer, Weinen andererseits. Damals habe ich es erlebt, aber noch nicht richtig verstanden und verinnerlicht, wie nahe zueinander hausen die extremsten Gefühle in der Seele des Menschen.

Marinka baute sich einen kleinen Altar, zündete Kerzen an, betete und sang. Für uns war das eine willkommene Abwechslung und machten uns lustig darüber, grausam, wie Kinder in diesem Alter sind. In dieser Wohnung, in dieser Gemeinschaft kümmerte sich niemand darum was ich tat und wie ich mich benahm. Der Inbegriff der Freiheit war, nach dem Duschen mit nassen Füßen

über das Parkett laufen. Das gehörte auch zu meiner Emanzipation. Zu Hause war so etwas strengstens verboten, Mutter hätte einen riesigen Skandal gemacht.

Das Essen spielte eine untergeordnete Rolle in dieser Welt, ich kann mich nicht daran erinnern, dass die Küche je benutzt gewesen wäre, wir aßen, was wir konnten und wo wir konnten. Oft aßen wir bei den Steiners, sie hatten schon einen richtig funktionierenden Haushalt mit Köchin, die Bäckerei funktionierte, sie führten ein beinahe bürgerliches Leben. Wir aßen oft auch in einer Garküche, oder brachten das Essen mit nach Hause.

Der Sommer ging zu Ende, wir haben uns damit abgefunden, dass Warten keinen Sinn hat, es würde niemand mehr kommen. Die Schule fing an, ich musste nach Hause fahren.

In Temesvar hat sich auch einiges geändert, wobei die Uhren völlig anders liefen als in Großwardein. Das Leben fing an sich zu normalisieren, die Geschäfte liefen gut, man fühlte sich wohl, überall herrschte eine optimistische Aufbruchsstimmung. Ausnahme waren die Deutschen, sie hatten für all das zu büßen, was durch sie, und in ihrem Namen geschehen ist. Derselbe rumänische Staat, der früher seine jüdischen Mitbürger drangsalierte, schikanierte und bedrohte, tat das jetzt mit seinen deutschen. Man hat viele zu Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt, später wurden viele in die rumänische Tiefebene – Bărăgan – unter schwierigsten Bedingungen zwangsumsiedelt. Es ging ihnen wahrhaftig dreckig, sie haben Hab und Gut verloren, manchmal sogar das Leben, es stand aber niemand am Ende ihres Leidensweges mit der Absicht sie systematisch zu vernichten, vergasen und ihre Leichen zu verbrennen. Ich kenne auch niemanden, der sie mit Spott und Hohn begleitet hätte.



Eines Tages, an den genauen Zeitpunkt kann ich mich nicht mehr erinnern, versammelten wir uns im Friedhof zu einer großen Trauerzeremonie. Wir beerdigten in Beisein des Chefrabbiners und des Vorsitzenden der Gemeinde eine Kiste Seife. Auf der Seife standen die Buchstaben RIF – „Reines Jüdisches Fett“. Die Buchstaben standen tatsächlich auf jedem Stück Seife einzeln eingepreßt, ich habe sie selbst gesehen, ob sie tatsächlich aus jüdischem Fett waren, wusste keiner ganz genau. Waren sie aber nicht, änderte es nichts an der Tatsache, das Juden millionenfach ermordet wurden und ihr Fett hätte für sehr, sehr viel Seife ausreichen können. Ich beerdigte Seife und war tief erschüttert. Es war eine symbolische Beerdigung, die Überlebenden haben die Seelen ihrer Toten zu Ruhe gesetzt.

In der großen weiten Welt hat sich auch einiges ergeben. Roosevelt, der mit meinem Kindskopf vergötterter Roosevelt, starb. Der Krieg in Europa ging zu Ende, aber im Pazifik, gegen Japan wurde sie, hauptsächlich von den Amerikanern, noch verlustreich weitergeführt. Im Hochsommer, Mitte August ließ Truman, der neue amerikanische Präsident, über Japan eine Atombombe abwerfen. Und dann, eine Woche später eine Zweite. Damit war der Krieg endgültig zu Ende, nicht ohne noch einige Hunderttausend Unschuldige mit in den Tod zu reißen. Haben

wir es damals als Tragödie empfunden? In dieser Zeit des inflationären Todes? Oder war man nur erleichtert, dass diese Tode womöglich die Letzten waren? Wenigstens in diesem Krieg.

Das Gespenst des Kommunismus, wenn auch in anderer Gestalt als im Kommunistischen Manifest beschrieben, stand vor der Tür und wartete darauf im östlichen Teil Europas umzugehen. Man nahm es aber nicht ernst, man rechnete nicht damit, dass daraus je Wirklichkeit wird. Vater sagte: „In Rumänien wird es keinen Kommunismus geben. Die Rumänen haben bis jetzt alles korrumpiert, den Faschismus auch, den werden sie auch korrumpieren.“ Er wusste damals nicht, welchem tragischen Irrtum er damit unterliegt. Vater mochte die Rumänen, er hatte nie vergessen, dass er ihnen sein Leben verdankte, sie haben ihn verschont, in Gegensatz zu den Ungarn, die Hand in Hand mit den Deutschen, seine ganze Familie umgebracht haben. Mit den Rumänen konnte er gut leben, er konnte sie ausrechnen, es gab handgreifliche, in Bargeld messbare Maßstäbe, wonach sich das Leben richtete. Unter ihnen und mit ihnen konnte man gute Geschäfte machen, sie ließen einen in Ruhe. Die Rumänen schikanierten auch, aber nie grundlos, sozusagen *L'art pour l'art*. Wenn die Kasse stimmte, war der Rest auch in Ordnung. In diesem Land, nach guter alter balkanischer Tradition, galt als Gegensatz zu unanständig nicht anständig, sondern dumm. Diese Mentalität manifestierte sich in besonderem Maße in diesen Nachkriegsjahren, in denen dank des enormen Nachholbedarfs, ein rasanter wirtschaftlicher Aufschwung, vor allem in der Textilbranche, sich breitmachte. Vater machte sich selbstständig, stieg in verschiedene Geschäfte ein, und dank seiner Beziehungen und Kenntnisse des Marktes, verdiente er mehr, als irgendwann in seinem ganzen Leben.

Die neue, optimistische Stimmung erfasste nicht nur das Wirtschaftsleben, sie war allgegenwärtig. Wir haben den Frieden erlebt, wir meinten ihn verdient zu haben, wir genossen ihn. Das Leben war aufregend, ich war genau im passenden Alter für diesen Aufbruch, jung genug um mit dem Vergangenen fertig zu werden, ich war gleichzeitig Nutznießer und Mitgestalter der neuen Zeit.

Die Straßenbeleuchtung funktionierte wieder, es erschien etwas, was ich in den dunklen Nächten am meisten vermisst habe - die erste Neonreklame.

In dieser Atmosphäre der Neugeburt hätten talentierte junge Leute, nach den langen Jahren des Schweigens, keine Bühne für ihre Darbietungen beim Tanzen, Singen, Musizieren gefunden, wenn ein stadtbekannter Mäzen es ihnen nicht ermöglicht hätte. Ein Strumpffabrikant namens Pollack veranstaltete in seinem Hause allwöchentlich Partys, es wurde musiziert und getanzt, die musikalische Darbietung lieferte oft der Vater meines Freundes Jancsi Friedmann, Zahnarzt vom Beruf, gleichzeitig aber ein begnadeter Pianist und großartiger Entertainer. Es gab abendfüllende Revueprogramme, veranstaltet von einigen begabten jungen Männern, im Mittelpunkt die singende und tanzende Tochter des Hauses.

Cafés machten auf, Klubs machten auf, der *Előre* war wieder da, jemand eröffnete eine Tanzbar, mit sehr guter Musik – Klavier, Schlagzeug, Bass und eine junge, hübsche Sängerin. Mutter war oft da, mich hat sie manchmal auch mitgeschleppt und mich dazu überredet, die Sängerin zum Tanz aufzufordern. Dem standen zwei Schwierigkeiten im Wege: Ich konnte nicht tanzen und ich war schüchtern. Die Musik, die sie spielten, war mir nicht ganz unbekannt, einiges

habe ich im Kino oder auf Mutters alten Schalplatten gehört, tanzen war mir neu. Es war die Zeit des Swings, sie spielten Gershwin, Irving Berlin und Cole Porter.

Mutter wollte mir das Tanzen beibringen. Wir hatten einen elektrischen Plattenspieler, dazu kauften wir die neuesten Schallplatten und zu deren Klängen lief der Unterricht. Mutters Methode war einfach. „Denk an nichts, versuch nicht zu jedem Tanz andere Schritte zu erfinden, folge dem Takt. Wenn du dich im Takt bewegst, ist alles in Ordnung.“ So tanze ich noch immer, einige Damen waren damit zufrieden, andere nicht.

Ich mochte diese Lieder, sehr sogar, aber meine Seele begeisterte sich für die Musik, welche man heute "klassische" nennt. Die Schellackplatten waren schwer und hatten ein geringes Fassungsvermögen. Die fünfte Symphonie von Beethoven brauchte sechs Plattenseiten, und jedes Mal, wenn ich sie höre, will ich noch immer instinktiv bei denselben Stellen aufstehen, um die Platte zu wechseln. Meine Geburtstagswünsche waren Schallplatten, und bei jeder Gelegenheit, wenn ich zu Geld kam, kaufte ich mir auch welche dazu. Meine Plattensammlung war ansehnlich, auch wenn nicht vergleichbar damit, was heutzutage jeder normale Bürger auf seinem CD-Ständer hat. Die Qualität dieser Platten war, mit heutigem Maßstab gemessen, miserabel. Und trotzdem war ich von der Musik so fasziniert, dass ich die seltenen Gelegenheiten ein Konzert live zu erleben beim Schopf packte. Das musikalische Leben in Temesvar war, bis auf die Oper, nicht allzu reichhaltig, obwohl es an Talenten nicht mangelte. Man musizierte in kleinem Kreis, im Konservatorium, in Schulsälen, in größeren Wohnungen. Konzerte gab es nur dann, wenn jemand aus der Hauptstadt oder aus dem Ausland bei uns gastierte.



Zu meinen persönlichen musikalischen Eskapaden gehörten kleinere kammernusikalische Darbietungen, die ich mit meinem Freund Pali Gersch vortrug. Pali war der Initiator, er spielte Geige, ich sollte ihn am Klavier begleiten. Unser Konzert fand in einer Privatwohnung statt, im Beisein der jüngsten Tochter des Hauses, ein bildhübsches Mädchen - sie machte einen ziemlich aufregenden Eindruck auf mich. Meine Aufregung hielt sich trotzdem in Grenzen - soweit, dass ich mich ans Klavier setzte und stundenlang das Stück übe, reichte sie nicht. Ich war unvorbereitet, spielte vom Blatt und spielte nicht übermäßig gut. Zum Glück hat wenigstens Pali sein Part anständig gelernt. Zum Eklat kam es aber nicht, ich ahne, unserem Publikum ist meine improvisierte Interpretation gar nicht aufgefallen. Sie gehörten nicht zum Kreis der von Musik verwöhnten Liebhaber.

Am Tage nach meinem sechzehnten Geburtstag begann der große Prozess in Nürnberg. Die wenigen führenden Nazis, die noch zur Verfügung standen, wurden wegen Kriegsverbrechens und Verbrechens gegen die Menschlichkeit verklagt. Der Prozess dauerte lange, zum Schluss hatte sich Göring, bevor man ihn hängen konnte, umgebracht. Ich war enttäuscht. Es liefen ähnliche Prozesse in anderen Ländern auch. In Ungarn wurden die Mitglieder der Naziregierung, die von den Deutschen unmittelbar nach der Besetzung des Landes ins Amt gesetzt wurde und die Judendeportationen organisierte, wie auch die ganze Pfeilkreuzerbande vor Gericht gestellt und gehängt. Ich erinnere mich an ein Foto aus einem ungarischen Wochenblatt, mit dem aufgehängten Szálasi, den Führer der Bande. Es enttäuschte mich, dass er nicht, wie ich mir das

vorstellte, an einem Galgen baumelte, sondern an einem ziemlich kurzen Seil, an einem Pfosten aufgeknüpft war. Ich hätte nie geglaubt, dass ich das Bild eines toten Menschen je mit Genugtuung werde ansehen können. Die Geschehnisse der letzten Jahre hatten mich anscheinend geändert.

In Rumänien hat man auch einen Prozess organisiert, aber einen kleineren, nur mit vier Hauptangeklagten, die samt und sonders erschossen wurden, an der Spitze der berühmte General – später Marschall – Antonescu, nach dem man im heutigen Rumänien Straßen benennt. Man sagt doch, die Juden, die er umbringen ließ, zählen nicht; es zählen nur die, die dank seines Zutuns, am Leben blieben. So wie ich.

Die Schule fing wieder an, diesmal endlich in unserem eigenen Gebäude, und wir hatten nach vielen Jahren wieder Unterricht am Vormittag, so wie andere, halbwegs normale Schüler auch. In der siebten Klasse trennten sich die zwei Sektionen voneinander – die Humanistische und die Naturwissenschaftliche. Die Humanisten lernten Latein und Griechisch, wir, die Naturwissenschaftler, Mathematik, Physik und Chemie. Um das Latein tat mir leid. Erstens, mochte ich Latein, ich war ziemlich gut, verstand die Grammatik und die komplizierte Satzbildung der Klassiker. Zweitens mochte ich unseren Lateinlehrer. Er hieß Hauben, war ein eigenartiger Typ, stammte aus Tschernowitz, sprach kein Wort Ungarisch. Er war streng, pedantisch, gerecht und sehr gründlich. Außerdem hatte er Humor und ein sehr gutes Herz. Sein Lieblingsspruch, wenn wir mit unserem jugendlichen Ungestüm wieder irgendeinen Unfug trieben, den ich mir später zum Herzen nahm, hieß: „Est Modus in Rebus“.

Anstelle von Latein, sozusagen als Ausgleich, bekamen wir einen neuen Französischlehrer, auch tschernowitzer Provenienz, namens Bong. Bong war ein Original, bei ihm lief alles anders. Wenn er uns abfragen und benoten wollte, blätterte im Klassenbuch, so groß wie eine aufgeschlagene Zeitung, blieb an einer Seite stehen, rief keinen Namen auf, wohl wissend, dass wir das Buch auch von hinten auswendig kannten und uns ausrechnen konnten, auf wessen Seite er sich gerade befand. Er schaute sich den Betreffenden an und wartete. Vor der Abfrage musste man das Hausaufgabenheft und das Vokabelheft vorzeigen. Der fragende Blick hieß: Hast du dein Heft dabei? Und dein Vokabelheft? Wenn ja, musste der auserwählte mit beiden Heften in der Hand vortreten und die Befragung begann. Wenn nicht, kam es gar nicht zum Abfragen, man wurde automatisch mit einer Vier benotet. Bei mir war es so: Er schaute mich an, ich sagte kein Wort, schüttelte nur den Kopf – Nein, kein Heft. Er schaute mich noch mal an – ich schüttelte den Kopf erneut – kein Vokabelheft. Er nickte – es hieß danke schön – und schrieb eine Vier ins Klassenbuch. Ich wäre in Französisch durchgefallen, wären da nicht die schriftlichen Arbeiten gewesen am Ende des Trimesters, mit denen ich die schlechten Noten ausgleichen konnte. Im Übrigen war er ein ausgezeichnete Lehrer, seine Unterrichtsmethoden waren ziemlich eigenartig. Wenn wir über die klassische französische dramatische Literatur lernten, spielte er mit uns Stücke von Corneille oder Racine, er verteilte die Rollen unter den besten Schülern in der Klasse. Mir gab er dabei keine Rolle, womit er genau das erreichte, was er wollte. Ich war tiefst beleidigt. Als er sah, dass er mich am Haken hatte und ich zappelte, ernannte er mich zu seinem Regieassistenten und fragte mich ernsthaft, ob ich der Meinung bin, dass seine Auffassung vom Stück die Richtige sei.

Im Allgemeinen hatten wir gute Lehrer, mit Ausnahme des Hebräischlehrers, weil seit dem Tod unseres Herrn Goldstein, die Schule keinen richtigen Ersatz für fand. Der Hebräischunterricht wurde zum Dauerprovisorium, eigentlich Schade, ein wenig Hebräischkenntnis könnte ich heute gut gebrauchen.

Ich nahm wieder meine sportliche Tätigkeit auf, versuchte im Schwimmklub „Ilša“, im einzigen Schwimmbecken der Stadt einige Runden zu drehen, aber zum richtigen Wettschwimmen reichte bei mir nicht. Die Erfolge der vergangenen Jahre stellten sich automatisch nicht mehr ein, und zum harten Training hatte ich keine große Lust. Im neu eröffneten *Elöre* zählte ich schon zu den Erwachsenen und durfte selbstständig rudern. Nach den Klubvorschriften sollte ich mit Mannschaftsrudern anfangen, im Vierer und danach im Achter. Ich hatte aber in der Person vom Vater meines Freundes Gyuri Bodnár einen gewichtigen Fürsprecher und so durfte ich diese Stufe überspringen und direkt mit Zweier und im Einser beginnen. Das machte richtig Spaß, und wenn das Wetter es zuließ, verbrachte ich viel Zeit auf dem Wasser. Ich mochte die Vorstellung, in einer Mannschaft zu rudern, nicht. Dazu war ich viel zu Individualist. Es stimmt aber nicht, dass ich für Teamarbeit untauglich war. Ich habe in meinem Leben oft und gerne in Gruppen gearbeitet, allerdings unter einer Bedingung – dass ich die Gruppe leite.

Es wurden die ersten Stadtschulmeisterschaften in Leichtathletik veranstaltet, ich nahm daran in den Farben unserer Schule teil. Im Hoch- und Weitsprung erreichte ich sogar das Finale, allerdings als Letzter.